

MANCHMAL KOCHTE SIE KAFFEE und ging, während das Wasser durch den Filter rann, zur Haustür, wie sie es früher jeden Morgen gemacht hatte, um die Zeitung zu holen. In der Zeitungsrolle steckten die Zeitungen von vielen Tagen, und als Fanny sie herauszog, fiel ein kleines Tier auf die Steintreppe. Ein Ohrenschliefer. Als das Kind klein gewesen war, hatte Fanny wieder und wieder die Geschichte erzählen müssen, wie einmal, damals im Dorf, ein Holzfäller zu ihr gekommen war, weil er solche Schmerzen im Ohr gehabt hatte. Das Kind hatte während des Erzählens die Hände in Richtung seiner Ohren gehoben und die Augen geschlossen, weil es nicht sehen wollte, was es sich vorstellte. Es hatte sich die Ohren aber nie zugehalten, sondern bis zum Schluss zugehört und einen Laut zwischen Grauen und Entzücken ausgestoßen, wenn Fanny erzählte, wie sie dem Holzfäller mit der Pinzette einen dicken Ohrenschliefer aus dem Ohr gezogen hatte. Fanny wischte das Tier mit dem Fuß vom Rand der Treppe. Als die Enkeltochter älter gewesen war, hatte sie vorwurfsvoll gesagt, es sei gar nicht wahr, dass Ohrenschliefer in Ohren kriechen und Fanny habe ihr Schauergeschichten erzählt. Fanny schaute sich im vorderen Teil ihres Gartens um. Die Sträucher mit den kleinen Rosenblüten waren schon lange nicht mehr da. Die Tanne stand unverändert in der linken Ecke des Gartens und zog Krähen an, die lange unbeweglich auf den breiten Ästen saßen. Manchmal ging Fanny bis zum Gartentor und schaute auf die Straße hinaus. Wenn sie einen Nachbarn sah, der sie bemerkte und eine Hand zum Gruß hob, womöglich in ihre Richtung kommen wollte, ging Fanny zurück ins Haus. Sie schenkte Kaffee in eine Tasse. Wenn die Milch sauer war, gab sie ein wenig Wasser dazu. Sie setzte sich an den Esstisch und verrührte einige Löffel Zucker im Kaffee. Sie suchte in einer der Zeitungen das Kreuzworträtsel und nahm einen Kugelschreiber zur Hand. Die Brille lag wahrscheinlich auf dem Fensterbrett im Wohnzimmer. Sie versuchte, die Angaben zu erkennen, die sich ohnehin seit Jahrzehnten wiederholten, und trug ein paar Buchstaben in die Kästchen ein. Die Enkeltoch-

ter sagte, Fannys Buchstaben sähen aus wie Fliegenbeine. Fanny schaute zum Küchenfenster. Früher hatte sie den Briefträger daran vorbeigehen sehen, dann war sie zur Haustür gegangen, hatte die Post entgegengenommen und ein paar Worte mit ihm gewechselt. Jetzt war der Briefträger nicht mehr derselbe und kam zu unterschiedlichen Zeiten. Fanny wusste nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie spät es war, welche Tageszeit. Sie schaute wieder auf das Kreuzworträtsel. Ein Wort tauchte in ihrem Kopf auf und war nicht das, das sie gesucht hatte. Eine einzelne Silbe, von der Fanny nicht wusste, wohin sie gehörte. Aber wenn sie so am Küchentisch saß, mit einem Kaffee und der Zeitung, dann konnte es geschehen, dass sich der Moment wie früher anfühlte.

SIE WAR IMMER GERN MORGENS als erste auf den Beinen gewesen, während alle anderen noch schliefen. Es hatte etwas Heimliches, als einzige wach zu sein. Niemand wusste, dass man da war. Eine halbe oder ganze Stunde lang war Fanny allein gewesen, hatte Kaffee getrunken und überlegt, was an diesem Tag zu tun war, hatte dann langsam begonnen mit einzelnen Verrichtungen. An guten Tagen fühlten sich Momente wie früher an, einzelne vergangene Momente, die herüberreichten, weil sie viele Male erlebt worden waren. Oft aber konnte Fanny tagelang nicht aufstehen und auch keinen Moment vom anderen unterscheiden. Sie lag in ihrem Ehebett, das sie nie wieder, jahrzehntelang nicht, mit jemandem geteilt hatte, während vor den Fenstern die Tage vorübergingen. Im Zwetschkenbaum saßen die Vögel, flüchteten, wenn es regnete, kamen wieder, wenn die Sonne schien. Manchmal glaubte Fanny, jemanden um das Haus schleichen zu hören. Das Telefon läutete. Fanny versuchte, in ihrem Körper den Impuls zu erzeugen, der sie aufrichten und aus dem Bett ziehen würde. Vergeblich. Sie hörte dem Telefon beim Läuten zu. Sie stellte sich vor, dass Hanna dem Läuten im Hörer lauschte und darauf wartete, dass Fanny sich meldete. Daran, wie viel Zeit verging, ehe das Telefon zu läuten aufhörte, las Fanny ab, wie groß die Sorgen waren, die Hanna sich machte, und wie groß die Wahrscheinlichkeit, dass sie ins Auto steigen und in drei Stunden hier durch die Haustür treten würde. Das war erst einmal passiert, aber seither hoffte Fanny jedesmal, es würde wieder geschehen. Das Läuten hörte auf. Fanny hatte es nicht geschafft, aufzustehen. Vielleicht war es auch die Enkeltochter gewesen. Die hatte sich schon lange nicht mehr gemeldet. Hin und wieder kam eine Postkarte aus dem Ausland. Fanny drehte den Kopf auf dem Polster zur Seite. Auf dem Nachtkästchen lag ein Buch mit leeren Seiten und gelbgoldenem Einband. Es erinnerte Fanny an die Enkeltochter. Nur die erste Seite des Buches war nicht leer, darauf hatte die Enkeltochter geschrieben: Liebe Oma. Und darunter stand, sie schenke Fanny dieses Buch zum Aufschreiben ihrer Erinnerungen. Die

Enkeltochter hatte mit Fanny über Erinnerungen sprechen wollen. Nicht deine Märchen aus dem Dorf, hatte sie gesagt. Die wirkliche Vergangenheit. Fanny hatte gelächelt. Sie hatte nicht verstanden, was das Kind von ihr wollte. Sie wusste es noch immer nicht. Vielleicht hatte das Kind mittlerweile verstanden, dass man die Toten besser ruhen lässt, und war deshalb verschwunden. Für die Enkeltochter gehörte sie selbst möglicherweise auch zu den Toten. Ob sie denn keine Bilder aus ihrer Kindheit behalten habe, hatte die Enkeltochter gefragt. Bilder, hatte Fanny gefragt. Fotos, hatte die Enkeltochter gesagt. Sie war ungeduldig gewesen. Über gewisse Dinge spricht man nicht, sagte der Vater. Alles, was einmal gewesen war, befand sich nun hier in diesem Haus. Fanny hörte Geräusche aus dem Keller, als arbeite jemand an der Werkbank. Der Morgen, an dem sie den Becher mit dem Kaffee unter den Ribiseln auf der Erde stehen gelassen hatte, war ihr als Bild in Erinnerung geblieben. Der gelbe Ärmel ihrer Bluse im Ribiselstrauch, zwischen dem Grün der Blätter und dem hellen Rot der Beeren. Sie war Schulmeisterin, und niemand außer ihr im Dorf trug Blusen. Der Pfarrer bewunderte Fannys Schönheit. Sie drehte den Kopf auf die andere Seite.

IHRE HAARE WAREN WEISS und würden es bleiben. Das Zittern würde nicht mehr weggehen. Das Telefon läutete und hörte wieder auf. Fanny blickte zum Fenster, öffnete die Augen und schloss sie, wollte einmal wieder tief schlafen. Sie döste und trieb durch die Zeit, saß als kleines Mädchen auf dem Boden im Hof in der Senke. Die Sonne schien warm, und es war windstill. Der Hof war an drei Seiten abgeschlossen. Die vierte Seite nahm ein großes Tor ein, das offen stand. Es war Sommer, der Boden war fest und trocken, mit einer sandigen Schicht obenauf. Darin malte Fanny mit den Fingern Wellen. Auf der Bank an der Hauswand saß die alte Hagerin und piff leise beim Ausatmen. Das Pfeifen begleitete die Wellenbewegungen von Fannys Finger. Wenn das Kind aufblickte, sah es die Waden der Hagerin, die zuckten, wenn eine Fliege sich auf der Haut niederließ. Bläuliche Wellen liefen auch über die Waden. Fanny hatte hinter dem Pfeifen noch etwas gehört. Sie legte einen sandigen Finger ans Kinn und blickte sich um. Ein Vogel schrie und war dann stumm. Das Geräusch war vom Stall gekommen, Fanny horchte. Von überall legten sich mit einem Mal die Geräusche über jenes im Stall. Fanny vernahm Schläge, ein Hämmern aus der Ferne, das Brüllen eines Tieres drang schwach bis in den Hof. Aus dem Stallgebäude trat eine hohe Gestalt. Der Vater kam über den Hof in Fannys Richtung. Je näher er kam, desto größer wurde er. Er blieb bei ihr stehen. Das Kind legte den Kopf zurück und schaute zu ihm hinauf. Der Vater nickte und nannte es beim Namen: Fannerl. Der Vater streckte eine Hand aus, als wollte er nach Fannys Kopf fassen, sie spürte die Finger durch die Luft streichen. Ein loses Haar verfang sich in der rauen Hand, ein Ziehen und ein kleiner Schmerz, als es sich aus Fannys Kopfhaut löste. Der Vater nickte noch einmal und ging weiter, auf das Tor zu. Fanny wollte ihm nachgehen. Sie war gerade aufgestanden und ein paar Schritte gegangen, als sie ihn durch das Tor verschwinden sah und von hinten unter den Achseln ergriffen und hochgehoben wurde. Die alte Hagerin trug Fanny wieder an ihren Platz. Das Kind wand sich und versuchte

die Hand zu beißen, die es hielt. Fanny mochte die Magd nicht, die damit beauftragt war, sie zu bewachen.

FANNY VERSTAND NICHT, warum der Bruder nicht stolz war auf den Vater, der im Dorf so sehr geachtet wurde. Fanny liebte es, mit dem Vater unter die Leute zu gehen. Neben ihm war es so einfach, sich aufrecht zu halten. Wenn der Bruder einmal neben dem Vater unter die Leute gegangen wäre, hätte sein Rücken sich wie von selbst aufgerichtet und er hätte eine Haltung bekommen. Wenn Fanny neben dem Vater unter die Leute ging, zogen seine Schultern auf der Höhe ihres Kopfes sie nach oben und streckten ihr den Rücken. Als sei sie über unsichtbare Fäden mit dem Vaterkörper verbunden, ging Fanny neben ihm her und war belebt durch seine Nähe. Sie lächelte die Leute an, die der Vater mit einem Kopfnicken grüßte, und nahm ihren Respekt entgegen wie eine Königin die Huldigungen ihres Volkes. Es war eine gewisse Scheu im Verhalten der anderen gegenüber dem Vater, vor allem bei den Männern, die diese Scheu in Gewichtigkeit verwandelten und zum Vater sprachen, als hätten sie eine große Verantwortung mit ihm gemein. Fanny kannte diese Scheu gut, sie fühlte sich oft sehr schwach vor dem Vater, aber wenn sie als seine Tochter an seiner Seite ging, dann ging sein Stolz auf sie über.

ES WAR DER TAG, an dem die Schwester des Vaters begraben wurde. Sie waren unter die Eckbank gekrochen, und die Mutter hatte nachher den Staub von Tonis schwarzem Anzug geklopft. Toni passte eigentlich nicht mehr unter die Bank. Er saß vor Fannys Versteck auf dem Boden, und nur seine Beine waren bei Fanny unter der Eckbank. Fanny und der Bruder hatten die Schwester des Vaters nicht gekannt, und sie wurde in einer Ortschaft begraben, in der Fanny und Toni noch nie gewesen waren. Sie gingen zu Fuß, nicht in Richtung der Kleinstadt, sondern noch näher zur Grenze hin. Der Vater und die Mutter gingen voraus, Fanny und Toni in einem gewissen Abstand hinterher. Toni war stolz auf seinen schwarzen Anzug, der genau wie der des Vaters aussah, nur kleiner. Fanny hätte auch gern einen solchen Anzug gehabt statt des steifen Kleides, das sie tragen musste. Den ganzen Tag lang war Toni an der Seite des Vaters, während Fanny von der Mutter an der Hand gehalten wurde. Fanny beobachtete Toni, wie er dem Vater alles gleichtat. Auf dem Friedhof stand er neben dem Vater und imitierte dessen ernsten Gesichtsausdruck. Viele Leute gaben nicht nur dem Vater, sondern auch Toni die Hand, der mit demselben knappen Nicken dankte, wie er es am Vater gesehen hatte. Fannys Hand wurde von der Mutter gehalten. Manche Frauen strichen Fanny über den Kopf. Auch danach im Gasthaus saß Toni neben dem Vater. Er tat so, als hörte er den Erwachsenen beim Reden zu, und wollte nicht mit Fanny nach draußen gehen. Als sie spät am Abend zurück auf dem Hof in der Senke waren, streiften Fanny und Toni durch das Haus. Niemand hatte ihnen befohlen, schlafen zu gehen. Toni trug noch immer seinen schwarzen Anzug. Sie gerieten vor die Schlafzimmertür der Eltern, die einen Spalt breit geöffnet war. Ohne zu sprechen, schlichen sie näher an den Spalt und schauten hinein.

Fanny begriff zuerst nicht, was sie sah. Dann erkannte sie, dass der Vater im Hemd auf dem Bettrand saß und vor ihm auf dem Boden die Mutter kniete. Über den Rücken der Mutter lagen die Haare gebreitet, die sie erst kurz vor dem Zubettgehen aus ihrem



Knoten löste. Fanny begriff, dass die Mutter dem Vater die Schuhe auszog. Die Hände des Vaters lagen auf der Bettdecke wie kleine Tiere, Maulwürfe, die von den Katzen totgebissen worden waren. Die Schultern des Vaters waren nach vorne gesunken. Sein Brustkorb eingefallen. Das Gesicht wagte Fanny nicht noch einmal anzusehen. Das Gesicht des Vaters sah aus, als sei er erblindet. Die Augen des Vaters waren so schwarz wie Tonis Anzug. Die Mutter stützte sich auf das Bett und richtete sich mit einem Seufzen auf. Als sie vor dem Vater stand, schlang er beide Arme um ihre Mitte und presste seinen Kopf an ihren Bauch. Vor der Schlafzimmertür spürte Fanny neben sich dasselbe Erschrecken wie in ihrem eigenen Körper. Sie wollte davonlaufen und konnte sich doch nicht von der Szene lösen. Die Mutter strich über den Vaterkopf. Fanny hörte erstickte Geräusche. Die Mutter nahm die Arme des Vaters von ihren Hüften und trat einen Schritt zurück. Fanny erblickte das Gesicht des Vaters. Es war nass. Der Vater hatte den Mund weit geöffnet, daraus kam ein Gurgeln. Dann ein Wimmern. Der Vater weinte. Die Mutter hatte begonnen, sich auszuziehen. Sie legte das Kleid ab und den Unterrock. Die Kinder vor der Schlafzimmertür sahen ihre nackten Beine. Die Mutter zog das Leibchen über den Kopf. Die Kinder sahen ihre weißen Brüste von der Seite. Die Mutter zog dem Vater das Hemd und die Hose aus und legte sich schließlich zu ihm ins Bett. Sie zog seinen Kopf an ihre Brust und sprach leise zu dem gurgelnden und wimmernden Vaterkopf. Die beiden Kinder schlichen davon. Sie gingen jedes für sich, als ob das andere nicht da wäre.

ALS DIE ENKELTOCHTER KLEIN WAR, merkte sie sich einzelne Wörter, mit denen sie nach einer der Geschichten verlangen konnte, die Fanny ihr wie Märchen erzählte. Einmal wollte sie die Königsgeschichte hören. Fanny dachte nach, ob sie ihr doch einmal ein Grimmsches Märchen erzählt hatte, in dem eine Königin vorgekommen war, aber schließlich, nachdem sie mehrere Geschichten angefangen hatte und von dem Kind jedesmal unterbrochen worden war, verstand Fanny, worum es sich handelte. Sie erkannte, dass das Kind recht hatte. Es war das Märchen davon, wie Fanny Königin geworden war. Und deshalb begann es mit der Ankunft des Prinzen. Fanny lachte, aber das Kind sagte bestimmt: Nicht der Prinz, der Schulmeister. Fanny musste noch einmal ansetzen. Die Geschichte hatte jedesmal mit demselben Satz zu beginnen. Nach dem Krieg kam ein neuer Lehrer ins Dorf. Und der neue Lehrer, sagte Fanny, war ein großer, breitschultriger Mann mit dunklem Haar, der schon in jungen Jahren Geheimratsecken hatte. Er war eben kein Bauer, erzählte Fanny, er war klüger als alle anderen im Dorf. Er wurde von Anfang an respektiert, und es war, als sei er schon immer im Dorf gewesen. Und, sagte Fanny, und ihre eigene Stimme klang ihr heller im Ohr, er konnte sehr schön lächeln. Er nahm sie in seinem Wagen mit zum Tanzen in eine der Nachbargemeinden. Der neue Lehrer war neben dem Pfarrer der einzige im Ort, der ein Auto besaß. In der Nachbargemeinde waren auf der Hauptstraße Tische und Bänke aufgestellt, und man konnte auf eine Zielscheibe schießen. Auf einer Wiese abseits der Straße wurde getanzt. Zum ersten Mal tanzte Fanny mit einem Mann. Sie hatte sich die Herren in der Tanzschule der Richterstochter anders vorgestellt, irgendwie glatter, aber der neue Lehrer konnte tanzen. Er habe schließlich eine Erziehung genossen, sagte der Lehrer und lächelte, als habe er einen Scherz gemacht. Fanny war froh, sagen zu können, dass sie die Wirtschaftsschule besucht habe. Anfangs konzentrierte sie sich sehr auf ihre Füße. Der Lehrer forderte sie einige Male auf, ihn beim Tanzen anzusehen, und Fanny zwang sich, den Kopf er-

hoben zu halten, obwohl sie das Gefühl hatte, ihre Füße nicht unter Kontrolle zu haben, wenn sie sie nicht sehen konnte. Das hatte nichts mit dem Hin und Zurück und Seitwärts aus den Tanzstunden zu tun, sie stolperte ungeschickt wie ein Bauerntrampel am Arm des neuen Lehrers. Wenn er sie plötzlich losließe, würde sie auf die Wiese stürzen, sie war hilflos. Fanny spürte die Tränen sich sammeln. Sie hatte sich eingebildet, tanzen zu können, und lächerlich hatte sie sich gemacht. Fanny achtete nicht mehr auf ihre Füße, sondern auf die Menge der Tränen. Es durften nicht so viele werden, dass die Augen sie nicht mehr behalten konnten. Sie sah die Schulter des Lehrers und seinen Hals. Die Haut über dem Hemdkragen, sehr nahe. Sie spürte seine Hand auf ihrem Rücken. Der Lehrer lächelte. Endlich begriff Fanny, was die Tochter des Richters ihnen beigebracht hatte. Das trockene Zählen und die geheimnisvollen Schrittfolgen fügten sich, mit der Musik und der Führung des Lehrers, zu einer Bewegung. Sie tanzten am Rand. Die Wiese war nicht umzäunt, aber es gab eine Grenze, dort, wo die Beleuchtung der Hauptstraße gerade noch hinreichte. Auch das Schreien und Rufen und das Gelächter drangen schwach bis hierher. Hätten Fanny und der Lehrer noch ein paar Schritte in das dunkle Feld hinaus gemacht, wäre der Lärm mit einem Mal verstummt.

ALS DER LEHRER FANNY GEBETEN HATTE, seine Frau zu werden, hatten alle im Dorf gefunden, dass sie gut zusammenpassten. Ihre Hochzeit war die erste, die in der neugebauten Steinkirche im Dorf stattfand. Sie habe sich gefühlt, erzählte Fanny, als würde sie an diesem Tag zur Königin gekrönt. Das Dach der kleinen Kapelle war eine weite Kuppel, und man hörte die Orgel über die Felder hinweg, auf denen niemand arbeitete, weil alle gekommen waren, um zu sehen, wie der Lehrer und Fanny heirateten. Man war sich einig, dass es noch nie ein so schönes Brautpaar gegeben hatte. Dein Großvater war ein fescher Mann, sagte Fanny zu ihrer Enkeltochter. Wo ist der Großvater, fragte das Kind, als es das zum ersten Mal hörte. Der ist schon lange tot, sagte Fanny, als sei ihr das im selben Moment eingefallen. Sie bemerkte erst, dass sie geschwiegen hatte, als sie aus ihren Gedanken wieder auftauchte. Vor ihr saß das Kind und betrachtete sie. Oft hatte Fanny das eigenartige Gefühl, das Kind kenne die Vergangenheit in dem Dorf, in dem es nie gewesen war. Als könne es die Bilder sehen, auch ohne dass Fanny sie erzählte. Es war ein Königskind. Dein Großvater war der Schulmeister, sagte Fanny zu ihrer Enkeltochter, der dieses Wort sehr gefiel. Mit dem Tag ihrer Hochzeit zog Fanny von dem Hof in der Senke in das Schulhaus, das oben auf dem Hügel stand. Von nun an wurde sie die Schulmeisterin genannt. Fanny richtete die Lehrerwohnung im ersten Stock ein und begann, den Gemüsegarten hinter dem Schulhaus zu bewirtschaften. Von dem Garten aus hätte sie über die Senke schauen können, wenn nicht die alte Meierei die Sicht verstellt hätte. Früher hatte in der Meierei der Verwalter der Herrschaft gelebt, jetzt wohnten darin die Wald- und Sägewerksarbeiter. Fanny war zumute, als habe sie sich unter einer schweren Wolke hervorbewegt, indem sie auf den Hügel gezogen war. Immer, wenn sie im Gemüsegarten stand und über die Ebene blickte und auf die Meierei, die vor der Senke stand, atmete Fanny unversehens tief ein und bemerkte, dass sie zuvor die Luft angehalten hatte. Der Pfarrer, der ebenfalls neu eingesetzt worden war, besuchte Fanny gern

im Schulhaus. Sie sprachen über die Schulkinder, die zu wenig zu essen bekamen, und Fanny sagte, sie könnte eine Schulspeisung machen. Wozu hatte sie schließlich die Hauswirtschaftsschule besucht. Der Pfarrer sagte, Fanny sei die gebildetste Frau im Dorf. Sie wusste nicht, ob er sich über sie lustig machte, aber als er das nächste Mal kam, hatte er sich umgehört und sagte, die Kirche würde Fanny unterstützen. Er nannte sie tugendhaft und war gekränkt, als Fanny darüber lachte. Fanny berichtete ihrem Mann von diesen Plänen. Weil der Lehrer nicht wollte, dass der Pfarrer sich zu viel einbildete, sorgte er dafür, dass Fanny auch von der Partei Lebensmittelzuweisungen erhielt, um für die Schulkinder zu kochen. Der Pfarrer meinte, ein rotes Parteibuch sei hier auf dem Lande fehl am Platz. Fanny sagte, das sei ihr egal, solange die Kinder zu essen bekämen.

DER PRANHOF HATTE KEIN TOR, die große Fläche zwischen Wohngebäude und Stall war an zwei Seiten offen. Fanny war am Rand stehen geblieben. Ihr fiel ein, dass Anna schon in den Schober geschaut haben könnte, während der Bub zum Schulhaus gelaufen war oder dort am Zaun gestanden hatte. Niemand hatte Fanny bemerkt. Der Bub stand vor dem Schober und sah angestrengt zu, wie Anna Pran zwischen dem Stall und dem Schober hin- und herlief. Immer wieder ging Anna auf den jungen Mühlenhofbauern zu, der das Tor des Schobers bewachte und aussah, als stünde er dem Teufel gegenüber und nicht einer kleinen Frau mit einer Schürze. Sie steuerte auf ihn zu, drehte, kurz bevor sie ihn erreichte, ab und ging zurück zum Stall, immer begleitet von den Hühnern, die sich um ihre Füße scharten und auf Futter warteten. Fanny stand am Rand. Sie war wie gebannt von der sich ständig wiederholenden Szene. Sie schaute Anna Pran zu, wie sie vom Stall zum Schober lief, abdrehte, zum Stall lief, kehrtmachte, dabei ständig der Pulk der Hühner um ihre Füße. Fanny stand dort, wo die Schwäche über sie gekommen war. Sie kannte die Schwäche nun schon lange, sie wusste, sie würde auch dieses Mal nicht zu Boden sinken. Der Bub hatte das Tor zum Schober gezogen. Fanny bemerkte das Loch, das mit der Axt rund um den Riegel in das Holz gehackt worden war. Fanny kannte die Schwäche. Sie verharrte, der Kopf so schwer auf dem Hals, dass er bei der geringsten Bewegung abbrechen würde. Fanny stellte sich vor, wie ihr Kopf zu Boden fiel. Sie hielt still. Die Hühner folgten Annas ruhelosen Beinen zwischen dem Stall und dem Schober hin und her. Fanny spürte ihre Finger wieder. Sie würde auch diesmal nicht niedersinken, nicht fallen, nicht liegen bleiben.

ENDLICH SAH DER BUB ZU IHR HINÜBER. Fanny konnte die Erleichterung in seinem Gesicht sehen. Sie ging auf Anna zu, die eben wieder zum Stall laufen wollte. Sie fasste Anna an beiden Oberarmen, damit sie stehen blieb. Die Hühner scharten sich um die Beine der beiden Frauen. Das Futter ist im Schober, sagte Anna und wollte wieder umdrehen, aber Fanny hielt sie an den Oberarmen fest und sagte: Anna, hast du heute schon einen Kaffee getrunken? Anna schaute sie an. Fannerl, sagte sie, wo kommst du denn her? Folgsam ging sie mit Fanny zum Wohnhaus und in die Küche. Fanny befahl ihr, sich hinzusetzen, und kochte zum zweiten Mal an diesem Tag Kaffee, diesmal in einer fremden Küche. Anna rieb ihre Hände aneinander, als sei ihr sehr kalt. Fanny fragte, wo sie den Kaffee aufbewahre, und als Anna sagte, ihre Hände seien so trocken, hatte Fanny den Kaffee gefunden. Die Tür ging auf, und die Kinder kamen in die Küche, die beiden Buben zuerst, dann das Mädchen, das den Jüngsten auf dem Arm trug. Hintereinander gingen die Kinder zur Bank und setzten sich, eines neben das andere. Sie schauten Fanny an. Auf ihre Frage, wie lange sie schon wach seien, gab keines eine Antwort. Sie fragten auch nicht, warum die Schulmeisterin bei ihnen in der Küche war und die Mutter auf einem Sessel saß und ständig ihre Hände aneinander rieb. Sie sprachen überhaupt nicht. An diesem Morgen sprach in der Küche des Pranhofes nur die Schulmeisterin. Fanny wusste, sie durfte nicht aufhören zu sprechen. Die Kinder folgten mit ihren Blicken jedem von Fannys Handgriffen und lauschten jedem ihrer Worte. Fanny wärmte Milch für die Kinder und sagte, sie glaube fest daran, dass der Sommer noch heiß werde. Sie fragte die Kinder, ob sie gern in den Tümpel beim Mühlenhof baden gingen, und nötigte Anna, vom Kaffee zu trinken. Sie schmierte den Kindern Brote, und während sie von den Broten abbissen, ließen die Kinder Fanny nicht aus den Augen. Fanny räumte in einem Schrank herum und fragte die Kinder, ob sie die Küken auf dem Nachbarhof schon gesehen hätten, es seien mindestens zwanzig. Als sie von draußen Männerstimmen hörte,

sprach Fanny ein wenig lauter und die Kinder hefteten ihre Blicke noch fester auf die Schulmeisterin, die erzählte, dass die Ribiseln im Schulgarten bald reif seien. Sie hörten schwere Schritte im Vorhaus, und Fanny hob ihre Stimme noch mehr und hätte den Männern gern verboten, hereinzukommen. Die Menschen, die an diesem Morgen in der Küche des Pranhofes saßen, wollten bis in alle Ewigkeit so bleiben. Als sich die Küchentür öffnete, hörte Fanny mitten im Wort zu sprechen auf. Sie war die einzige, die den Lehrer und den Pfarrer anschaute. Der Pfarrer grüßte sie mit einem Nicken. Fanny hatte begonnen, Geschirr abzuwaschen, und trocknete sich nun die Hände in einem Geschirrtuch. Die Kinder sahen ihr zu, als könnten sie davon etwas lernen. Der Pfarrer hustete. Anna rieb ihre Hände aneinander. Fanny setzte sich zu den Kindern auf die Bank und sagte ihnen, dass der Vater nicht mehr da sei. Fanny war froh, den Kindern sagen zu können, dass ihr Vater jetzt im Himmel sei, auch wenn sie selbst nicht daran glaubte. Der Pfarrer und der Lehrer standen noch immer da, die Küchentür war offen geblieben. Die Kinder hörten der Schulmeisterin zu, die vom lieben Gott im Himmel erzählte. Natürlich verstanden sie nicht, was es bedeutete, dass der Vater gestorben war. Sie würden spüren, dass er nicht da war, jeden Tag, und nicht wiederkommen würde, an keinem Tag. Was es bedeutete, dass einer tot war, verstand eigentlich niemand jemals.